

Befreiende Praxis

Ronald Lutz

Zusammenfassung

Der Beitrag will auf der Basis eines kritischen Blickes auf ökonomische Tendenzen in der Sozialen Arbeit eine Vision neu beleben, die sich in der Tradition emanzipatorischer Ansätze versteht. Dabei wird das Konzept einer Praxis diskutiert, das von den Menschen ausgehend deren Befähigung zu eigenständigem Handeln im Blick hat. Notwendig ist eine Decodierung der eigenen Praxis, in der viele Menschen sich verfangen haben. Im Zentrum steht die prinzipielle Offenheit menschlicher Entwicklung und die Idee eines Guten Lebens. Die Skizze lehnt sich an die Thesen von *Paulo Freire* und an ein modernes Menschenbild an. Ziel ist es, gegen die aktuellen systemtheoretischen und ökonomischen Diskurse, in denen der Mensch zu verschwinden droht, eine Diskussion über Soziale Arbeit im Geist der Aufklärung zu verstärken.

Abstract

Reflecting economical tendencies in Social Work the article focuses on a new vision of emancipation that understands itself in the tradition of empowerment and self organization. Practise will be discussed as a method of supporting people to develop their own coping of problems. Therefore it is necessary for these persons to uncover the boundaries of life by themselves. The openness of Human Development and the idea of a Good Life are the main issues. The article is also based upon the theories of *Paulo Freire* and a concept of human life that is transporting the philosophy of enlightenment and modernity. The aim of this discussion is to enforce a debate in Social Work theory in the sense of enlightenment reviewing the contemporary tendencies of system theory and economy in which the concept of an autonomous subject is weakening.

Schlüsselwörter

Soziale Arbeit - ökonomische Faktoren - Ethik - soziale Frage - Praxis

Einleitung

Die frohe Botschaft in all den gegenwärtigen Verstrickungen ist, dass es möglich scheint, Wege aus dem menschlichen Labyrinth zu finden. Um aber neue Räume und Chancen zu öffnen, muss das Wesen Mensch, wenn es sich einmal verloren hat, auf den im Zentrum des Labyrinthes stehenden Turm steigen, damit es auf sich und seine Umgebung Blicke wer-

fen kann und Möglichkeiten erahnt oder gar sieht. Menschen am Rande unserer Gesellschaft, manche bezeichnen sie als sozial benachteiligt, als arm oder als gefährdet, verlieren sich mitunter in diesem Labyrinth so sehr, dass sie die hinausführenden Pfade nicht mehr erkennen können: Je mehr sie darin umherirren, desto undurchsichtiger wird die eigene Lage. Zum Auffinden des Turmes ist dann Hilfestellung erforderlich. Diese helfende Unterstützung kann prinzipiell darauf vertrauen, dass der Mensch in seinem Wesen entwicklungs offen und in seinem Kern gestaltungs- und handlungsfähig ist. Das mag zwar im privaten Labyrinth mitunter verschüttet, verkümmert und wenig sichtbar sein, aber es ist untrennbar mit dem Menschen verbunden und kann wieder freigelegt werden.

Allzu oft wird in diesen Hilfeprozessen nun das Gegebene zur Norm und das Mögliche bleibt ausgesperrt. Menschen „lernen“ lediglich durch die Zugriffe der Helfenden, sich einigermaßen im Labyrinth einzurichten, der Turm bleibt unerreichbar und damit auch Blicke auf Mögliches. Das Ziel ist dann Anpassung an das Labyrinth und nicht die Befreiung aus seinen engen und unüberschaubaren Windungen. Soziale Arbeit muss sich angesichts dieser Tendenzen als helfende Profession reflektieren, ihre Einbindung in das Gegenwartsgeschehen diskutieren und Visionen eines humanen Entwurfs des Menschlichen weiterentwickeln. Nur sie geben uns die Möglichkeit und die Basis, nicht nur den Menschen sondern auch menschliche Geschichte und somit Zukunft als offen zu begreifen.

Ökonomie und Soziale Arbeit

In der Sozialen Arbeit erleben wir derzeit einen schleichenden, mitunter sogar bejubelten Prozess ihrer eigenen Ökonomisierung; besoffen davon wird der Begriff Sozialwirtschaft emphatisch übernommen, ohne zu bemerken, was sich dahinter eigentlich verbirgt. Der Bezug auf die reine Ökonomie ist nämlich zugleich der Abschied von den weltanschaulichen Kontexten, eben Visionen und ethischen Kodes, der Träger, von der Diakonie über die Caritas bis hin zu den weltlichen Wohlfahrtsverbänden. Soziale Arbeit wird zum ökonomisch orientierten Geschäft – das, wie bei den Autos – lediglich von unterschiedlichen Produzenten in einem großen Supermarkt angeboten und vermarktet wird. So aber werden Identitäten und Ideen aufgegeben und Soziale Arbeit wird zum Geschäft, wird zur Dienstleistung, die in erster Linie durch ihre Leistungen verdienen muss, um sich zu erhalten. Erst in zweiter Linie spielen dabei die Klientel und deren Sorgen, sich in einer schwierigen Welt zu verorten, eine Rolle. Wie es den

DZI-Kolumne

BruttoSozialMarketing

Mineralölkonzern nicht interessiert, wie Autofahren die Preisgestaltung sehen und damit umgehen, wenn sie sich beispielsweise bei hohen Preisen in ihrer Mobilität einschränken müssen, so wird Soziale Arbeit zum Marktanbieter, der primär an sich selbst und seiner Finanzierung interessiert ist und nur noch rudimentär an der Lage der „Kundinnen und Kunden“, von denen oder für die er Geld kassiert. Da helfen auch die vielfältigen Qualitätsdebatten nicht: Qualität ist letztlich nur für den Anbietenden wichtig, um sich besser zu vermarkten, Qualität wird kaum aus der Sicht der Kundschaft gesehen, sondern ist Teil des Profitinteresses des Leistungsanbietenden.

Mit dem Einzug des Sozialmanagements, das als Reaktion auf die Entdeckung der Sozialwirtschaft zu einem wesentlichen Gestaltungselement der Sozialen Arbeit aufgestiegen ist, wird diese zur eigenschaftslosen Dienstleistung (Lutz 2005a). Damit erschöpft sich zugleich der emanzipatorische, der parteiliche Gehalt der Sozialen Arbeit, die zum Makler sozialer Leistungen verkümmert und sich als „Profession ohne Eigenschaften“ (Kleve 2000) in den Ambivalenzen der Moderne zu verlieren droht – offen für alles droht ihr auf Grund abgeschwächter Rahmungen ein empfindlicher Substanzverlust.

Dies betrifft vor allem auch die Visionen Sozialer Arbeit, die einst als Sachwalterin sowie als Produkt und Produzentin Sozialer Bewegungen für den Ausgleich zwischen gesellschaftlich produzierter Stärke und Schwäche stand, die soziale Integration anstrebte und die Ermächtigung der Unterdrückten und Diskriminierten für ihre eigenen Interessen als Ziel sah. Eigentlich wollte sie jene unterstützen, die an der Gesellschaft leiden. Bezogen auf die Ökonomisierung Sozialer Arbeit zeigt sich nun aber: Der Gegenstand der Hilfe ist das isolierte Problem, „the case“, und immer weniger der Mensch in seinem Alltag. Betroffene werden zu einer Kundschaft, die sich für eine spezifische Problematik eine spezifische Dienstleistung aus dem Supermarkt sozialer Hilfen „ordert“. Sie stellt sich quasi ein Hilfe-Menü aus unterschiedlichen Angebotssegmenten zusammen, deren Kontext unwichtig wird.

Gegen das Profitinteresse, das sich auch in der Sozialen Arbeit ausbreitet, sind Gedanken und Visionen zu setzen, die über das ökonomische Alltagsgeschäft hinausreichen und sich an der Idee des Humanen orientieren. Gerade in einer uneindeutigen Heterogenität moderner Gesellschaft, in einer sich erschöpfenden Moderne, bedarf Soziale Arbeit ethischer und normativer Rahmungen, die ihr doch durch die Erungenschaften der Moderne sowie ihrer Herkunft

Sozialmarketing ist für viele – immer noch – ein Reizwort. Soziales „vermarkten“ – kann man das, darf man das wirklich? Häufig wird Sozialmarketing auch mit *Fundraising* gleichgesetzt, mit der Erschließung von Finanzquellen, meist Spenden. Die Berufsorganisation der Fundraiser, der Deutsche Fundraising-Verband, hat scheinbar selbst zu dieser Begriffsverwirrung beigetragen, hieß er doch ursprünglich Bundesarbeitsgemeinschaft Sozialmarketing. Tatsächlich aber war der Namenswechsel wohl eher Ausdruck einer gewollten Schärfung des Profils.

Professor *Manfred Bruhn*, einer der renommiertesten Marketing-Experten, analysiert den Themenkomplex in seinem Beitrag ab Seite 95. Der Titel lautet „Non-Profit-Marketing“, denn längst haben neben dem Sozialen auch andere gemeinnützige Zwecke wie Kultur, Umwelt- oder Naturschutz eine wesentliche Bedeutung im so genannten Dritten Sektor erlangt. *Bruhns* Beitrag ordnet mit nüchterner wissenschaftlicher Methodik und zugleich engem Praxisbezug die Terminologien. Er erschließt dem Non-Profit-Sektor bewährte Erkenntnisse der allgemeinen Marketing-Theorie und macht unter anderem deutlich: Non-Profit-Marketing unterstützt nicht nur die Spendenwerbung, sondern auch satzungsgemäße Advocacy-Arbeit. Es wirkt nicht nur nach außen, sondern auch in die jeweilige Organisation hinein.

Wie kreativ und vielfältig Non-Profit-Marketing in der Praxis sein kann, veranschaulicht seit 2004 jährlich der *BruttoSozialpreis*, ein von Studierenden der Berliner Universität der Künste ins Leben gerufener Wettbewerb, bei dem zehn studentische Teams innerhalb von sechs Wochen Marketing-Aufgaben von ebenfalls zehn Non-Profit-Organisationen bearbeiten. So ist beiden geholfen: Die Studierenden gewinnen wertvolle Praxiserfahrung in einem aufstrebenden Berufszweig; die Organisationen erhalten für wenig Geld gute Anregungen und teilweise sogar umsetzungsfähige Konzepte für ihre Öffentlichkeitsarbeit. Schauen Sie doch mal rein unter www.bruttozialpreis.de

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

aus sozialen Bewegungen in ihrer Funktion des „schlechten Gewissens“, das sie darin eingenommen hat, ureigentlich eingeschrieben sind. Soziale Arbeit muss sich zwar den Ambivalenzen der Moderne stellen, sie muss aber auch empfindsam sein für die erkennbare Erschöpfung und darin eingelagerte partielle Verabschiedungen ethischer Grundlagen der Aufklärung. Doch in ihren gegenwärtigen, die Diskurse leitenden ökonomischen und systemischen Kontexten fehlt ihr dafür die Sensibilität. Mit kritischen und visionären Positionen lässt sich weniger oder nichts verdienen, auch ist es nicht „schick“, Bettelnde zu betreuen, damit diese wieder Menschen ihrer selbst werden und aus dem Labyrinth heraus den Irrgarten ganz allmählich attackieren, gar einen Platz für sich finden.

Wir befinden uns in einer Zeit des Umbruchs, in der vieles umgewälzt und zugleich neu konstituiert wird. Während sich auf der einen Seite der Terror der Ökonomie als „Vision“ darstellt, in der allerdings kein Blick auf die Gestaltung des Humanen entworfen, sondern lediglich den kurzfristigen Profit- und Machtinteressen des Kapitals neuer und weiter Raum geschaffen wird, klammern sich andere wie Ertrinkende an die verblassenden Ideen, die hinter uns liegen und über Jahrzehnte unseren Alltag gestalteten: an jenen einstmals grandiosen Entwurf eines Sozialstaats, der den Ausgleich zwischen Arm und Reich über staatliche Umverteilung und die Gleichwertigkeit von Arbeit und Kapital suchte. Doch dieser Idee entschwindet ihre Grundlegung angesichts neuer Ausgangssituationen in einer sich verändernden Welt. Die nationale Basis, die einst den Sozialstaat als große Hoffnung wachsen ließ, ist heute in einer sich rasant globalisierenden Welt nicht mehr erkennbar.

Sozialstaatlichen Traditionalisten, die an der Regelung des Sozialen über nationalstaatliche Lenkung durch Umverteilung festhalten, stehen derzeit keine wirklich Erneuernden gegenüber, die das Soziale neu begründen, sodass deren rückwärts gewandte Konzepte so verführerisch wirken und ihre Apologeten die Kongresse, in denen es um die Gestaltung und die Probleme des Sozialen geht, dominieren. Wer dabei unbedacht vom „Management des Sozialen“, von den Chancen (Risiken selbstverständlich mit eingeschlossen) einer „neuen Verantwortungsethik“ oder von der Neubelebung des Lokalen im Globalen spricht und dies als Investition in das Soziale und das Humane begreift, wird mitunter schon als neoliberaler Ketzer, neoliberaler Ketzerin an den Pranger gestellt. Damit werden aber notwendige Debatten verhindert, die sich den Herausforderungen mit neuen Visionen stellen. In aller Klarheit sei deshalb zum

Ausdruck gebracht: Entwicklungsoffenheit kennt keinen Stillstand! So ist es erforderlich, das Soziale unter neuen Bedingungen neu zu denken und mit neuem Leben zu füllen.

Die soziale Frage stellt sich neu

Sozialhilfe und andere alimentierende Leistungen, die ich prinzipiell gar nicht in Frage stelle, da sie vielen Menschen eine notwendige Absicherung bei Krisen und sozialen Risiken geben, haben auch eine fatale und negative Wirkung, die benannt werden muss: Sie erzeugen auf Dauer Abhängigkeit vom System der Hilfe, wenn sie nicht von Anbeginn an so angelegt sind, dass die Betroffenen für ihre eigene Entwicklungsoffenheit befähigt werden. Das aber setzt, wie ich noch zeige, ihre „Befreiung“ prinzipiell voraus, um sich in ihrem Labyrinth besser zu recht zu finden als vorher, damit sie wieder ohne Hilfe des Systems ihr Leben gestalten können.

Almosen (Sozialhilfe im weiten Sinn) können zudem leicht zum Synonym für Demütigung werden. Durch sie werden Menschen mitunter lediglich zu Zuschauern ihrer eigenen Bedürfnisse, zu Konsumenten der ihnen gewährten Hilfe. Sie erleben darin sogar einen Mangel an Respekt, an Achtung, indem sie letztlich nicht als vollwertige Menschen wahrgenommen werden, sondern als schwach und voller Fehler, außerhalb der Ordnung stehend (asozial), ja mitunter als „Kinder“, die von „reifen Erwachsenen“ (dem Staat und seinen Vollzugsorganen) noch Unterstützung benötigen. Hilfe dient leider allzu oft sogar nur dem ruhigen Gewissen des Helfenden. Durch das Geben will man ein „guter Mensch“ werden, man bekämpft damit die eigene Neigung zur Sünde. „Der Wert der Gabe ist gleichgültig, und für manche ist es sogar gleichgültig, ob die Gabe anderen von Nutzen ist“ (Sennet 2002, S. 163). Zweifellos: Die soziale Frage stellt sich neu und verlangt zunehmend nach Lösungen, die jenseits traditioneller Transfersysteme wie der Sozialhilfe liegen – zumal diese Systeme stark umgebaut und auch reduziert werden, ein eigentlich irreversibler Vorgang, dem sich zu stellen ist, den es zu gestalten gilt.

Befreiende Sozialarbeit könnte nun, in einer ersten Klarstellung, hier durchaus ansetzen, indem sie sowohl den ihr anvertrauten Menschen deren Abhängigkeit erfahrbar macht, die zur Sozialhilfe führte, und zugleich deren Wirkung, die in einer erweiterten und noch tiefer gehenden Abhängigkeit kulminieren kann, problematisiert. Es hieße mit den Menschen auf den Turm zu steigen, damit diese sich in ihrer Verstrickung, aber auch in ihren Möglichkeiten sehen. Eine jede Kritik an den Verheerungen des

Sozialhilfesystems nimmt zugleich Bezug auf eine neue Vision: Der Mensch als ein „Unternehmer“, der im Kontext „lokaler Ökonomien“ eben etwas „unternimmt“, dies wird als Gemeinwesenökonomie vielfältig diskutiert, dabei seine ihm eigenen Potenziale entdeckt und entfaltet, seine Gegebenheiten sukzessive beeinflusst und allmählich selber entwirft. Er wird darin zum Wesen, das zu sich kommt, sich entäußert, für sich sorgt und sich in seinem Labyrinth besser als zuvor zurechtfindet und Ausgänge entdeckt; er erfährt sich zudem nicht mehr nur als Einzelkämpfer, sondern „Unterstützungskulturen“ auf lokaler Basis werden notwendigerweise in diesen Prozessen gefördert und auch neu entwickelt.

Bisherige sozialstaatliche Absicherungen und Alimentionierungen setzen am freigesetzten und isolierten Individuum an. Das soll, ebenfalls Produkt und Prozess der Moderne, zwar nicht verdrängt werden, aber das Individuum ist ein soziales Wesen und nur als solches denkbar. In aller Subjektivierung wird das Soziale nicht aufgehoben, es wird nur zur Option, die es herzustellen gilt. Viel stärker ist heute deshalb die Vision der „community“ zu beleben und zu entwickeln. Das Lokale erhält im Globalen eine völlig neue Bedeutung als Ort, der Identität und Sicherheit zugleich bieten kann. Nicht Spenden, sondern Investitionen, nicht milde Gaben, sondern Initiativen, aus denen sich „nachhaltige Ökonomien von unten“ entwickeln, sind als menschliche Entwicklung zu begreifen.

Wir könnten dabei „vom Süden lernen“, indem wir uns Modelle zur Beförderung menschlicher Entwicklung anschauen und deren Philosophie für unsere Realität reklamieren. So startete *Muhammad Yunus* vor Jahren in Bangladesh die Grameen-Bank, die kleine Kredite an Bauern, überwiegend Frauen, vergab, und die bei niedrigen Zinsen in kleinen wöchentlichen Raten, auf ein Jahr gestreckt, zurückbezahlt werden konnten. Seine These war, dass es den Armen nicht an Fähigkeiten fehle, sondern lediglich am Zugang zu Krediten. Die gemachten Erfahrungen zeigen, dass Arme durch den Zugriff auf Kapital, so niedrig der Kredit auch sein mag, „in die Lage versetzt wurden, ihr Leben in unglaublicher Weise zu verändern“ (*Yunus* 1998, S. 262).

Yunus fasst die Philosophie seines Modells etwas provokant zusammen: „Ich bin fest davon überzeugt, dass die Zahlung von Almosen nicht zu einer Lösung des Problems beiträgt, sondern die Schwierigkeiten der Armen nur zementiert und sie in ihrem Elend festhält. Die arbeitsfähigen Armen wollen keine Almosen und haben sie auch nicht nötig. Die soziale Wohlfahrt erhöht nur ihren Jammer, denn sie beraubt

sie ihres Unternehmungsgeistes und ihrer Würde“ (*ebd.*, S. 262). Dahinter verbirgt sich eine immense Achtung gegenüber den Fähigkeiten der Menschen und ein grenzenloses Vertrauen in ihre Kraft. Das lässt sich mit der hier zu entfaltenden Vision einer befreienden Praxis der Sozialarbeit verbinden. Das meine ich prinzipiell und konkret zugleich, da wir auf absehbare Zeit nicht weniger Armut und Elend in modernen Gesellschaften haben, sondern mehr und somit auch wieder verfestigte „Kulturen der Armut“ entwickeln, die im klassisch kulturanthropologischen Verständnis als Kulturen zu verstehen sind, die sich in einem Zustand dauerhafter Benachteiligung über Generationen hinweg entfalten und tradieren, darin aber Ausgrenzung zementieren. Sie werden Kulturen immer ähnlicher, die wir heute noch generös als „Entwicklungsgesellschaften“ unterstützen, auch aus einem schlechten Gewissen heraus, da ein großer Teil unseres Reichtums nur durch Raub an diesen Kulturen gewachsen ist.

In unserer Mitte entfaltet sich ganz allmählich ebenfalls eine solche „Entwicklungsgesellschaft“, die von Armut und Elend, von Krankheit und Gewalt, von Leid und Sorge im privaten Labyrinth geprägt ist. Das kann man beklagen, dadurch ändert sich aber nichts an der Lage der Menschen. Wir werden uns diesen neuen Kulturen der Armut, die oft „Kulturen der Resignation“ sind, stellen müssen. Eine befreiende Sozialarbeit, die in vielen Ländern dieser Welt bereits Erfahrungen in ähnlich gelagerten Kulturen gemacht hat, wäre aus meiner Sicht eine notwendige Antwort darauf. Befreiung hieße dann zunächst vor allem Befreiung aus der Resignation, um sich aktiv dem eigenen Labyrinth zu stellen. Im Mittelpunkt müssen dabei die handelnden Menschen und die eigentlich befreienden Potenziale menschlicher Praxis stehen, jene Entwicklungsoffenheit, die dem modernen Entwurf des Menschen und der Ethik der Aufklärung Raum lässt für die Gestaltung des Humanen. Soziale Arbeit als Arbeit mit Menschen bedarf eines klaren Menschenbildes, das den Menschen in seinem Alltag und in seiner Komplexität reflektiert; sie muss sich zudem ihrer eigentlichen Aufgabenstellung neu vergewissern.

Vom Menschen ausgehen

Eine Anthropologie der Hoffnung setzt den Menschen in den Mittelpunkt und geht essenziell von dessen Gestaltungsfähigkeiten aus (*Lutz* 2005a). Sie sieht im Menschen ein kulturschöpferisches und entwicklungsoffenes Wesen, das in seine Welt hineinwirkt und von ihr zugleich geprägt wird. *Paulo Freire* gab dieser Anthropologie der Hoffnung mit seinem radikal positiven Menschenbild noch einen wesentlich

anderen Aspekt (Freire 1973). Neben der notwendigen Achtung gegenüber den Leistungen und Fähigkeiten der Menschen, die er mit Demut, Toleranz, Glaube und Liebe umschrieb, ruhte seine Philosophie und seine Anthropologie auf dem Wort: Es gibt kein wirkliches Wort, das nicht zugleich Praxis ist, so kann ein jedes Wort, das den Dialog nicht abbricht sondern weiterführt, die Welt verändern (Freire 1974a). Er setzte auf den Dialog, der auf das Verstehen und nicht auf die Beeinflussung des Gegenübers zielte (Freire 1973, 1987).

Diese prinzipielle Dialogfähigkeit des Menschen bedarf in ihrer Praxis der „Anerkennung des einen durch den anderen“. Um Identität und Integrität als durchgängigen Entwurf stabil zu halten, ist Anerkennung durch die soziale und kulturelle Umwelt zwingend erforderlich. Axel Honneth hat in seiner Theorie der Anerkennung deren Sphären prinzipiell herausgearbeitet: Es sind die emotionale Achtung – die Liebe –, die rechtliche Anerkennung sich selbst und anderen gegenüber und die wechselseitige Anerkennung zwischen soziokulturell unterschiedlich individuierten Personen – die Solidarität (Honneth 1992).

Menschliche Entwicklung bedeutet so, da die Menschen als Produkte und Produzierende des Humanen unaufhörlich die Gegebenheiten ihres Daseins umformen, eine Zunahme von Entscheidungsmöglichkeiten, die für menschliches Leben und Werden unabdingbar sind: politische, ökonomische, soziale und kulturelle Chancen, durch die Türen zu Kreativität und Produktivität geöffnet werden. In diesen Handlungen kommen die Menschen zu sich, erkennen und „erziehen“ sich im pädagogischen Sinne selber. Nun steht dieser utopischen Konstruktion der Moderne, im sozialen und ökonomischen Irrgarten der Gegenwart, ein Macht- und Unterdrückungszusammenhang gegenüber, der eine Destabilisierung von Lebenszusammenhängen bewirkt, eine Beschränkung von Lebenschancen und sozialer Teilhabe, letztlich Elend und Armut, das sich dann zwar individuell abbildet und zeigt, im privaten Labyrinth eben, aber durch soziale und kulturelle Verhältnisse, die auf Menschen und deren Werden und Leben einwirken, begründet ist.

Handeln erweist sich dann nicht als Gestalten, sondern als Passivität, als Reaktion auf äußere Zwänge, als von außen geleitet, als defizitär und sich und andere gefährdend. Die Teilhabe am Leben der Gemeinschaft wird als problematisch und eingeschränkt betrachtet; die Lebenslagen werden als schwierig oder „besondere“ diskutiert. Gerade in der sich erschöpfenden Moderne wird dies nun stärker und

drängender, da Ökonomie und Machtzusammenhänge sich immens ausweiten und das private Labyrinth noch enger machen, es „verrücken“ und erdrücken und somit noch größeres Leid erzeugen. In einer sich neu formierenden „Ständegesellschaft“ bilden sich verfestigte „Kulturen der Armut“ und damit der „Resignation“.

Hier kommen die helfenden Professionen ins Spiel, zu denen auch Soziale Arbeit gehört, die diesen Menschen „unter die Arme greifen“ sollen, damit sie den aufrechten Gang wieder neu lernen, sich selber erziehen und führen, sich aktivieren, sich „selber helfen“ (Kess/2005). Doch was ist das Ziel dieser Hilfe? Ist es die gönnerhafte Beruhigung des schlechten Gewissens einer Gesellschaft, die um die ungleiche Verteilung ihrer Güter sehr wohl weiß? Ist es die neuerliche Anpassung auffälligen Verhaltens an die Normalität der Gesellschaft? Ist es die Verwaltung und Disziplinierung des Elends, damit dieses nicht zu drängend an den Grundfesten der Gesellschaft kratzt? Ist es gar die „Bespaßung“ von resignativen Armutskulturen (was im Übrigen das „Unterschichtenfernsehen“ viel besser kann!)? Ist es die Erfüllung eines ökonomischen Alltagsgeschäftes, das Kunden und Kundinnen Hilfe als Ware anbietet? Oder ist es, wie es neuerdings so bezeichnet wird, die „Aktivierung der Selbstkräfte, um sich selbst zu führen“ (ebd. 2005), wobei das Ziel dieser Führung doch wiederum nur Anpassung sein kann?

Von den Menschen ausgehend kann es nur um die Befreiung der Menschen aus einengenden Verhältnissen und Situationen gehen. Befreiung heißt dabei, ein Verständnis der eigenen Lebenssituation zu entwickeln, die einschränkend, belastend, sorgenvoll und defizitär ist und mitunter zu gefährlichem und riskantem Verhalten führt. Paulo Freire hat dies für uns so ausgedrückt: Der Unterdrückte muss seine Unterdrückung erkennen und verstehen lernen, erst dann findet er Wege aus ihr heraus. Dazu gehört auch ein Wissen, dass selbst der Unterdrücker gleichfalls ein Unterdrückter ist, den seine eigenen Lebensverhältnisse zu seinem Verhalten motivieren und zwingen.

Der derzeitige Diskurs über Aktivierung hat dies zwar vom Ansatz her erkannt. Doch in ihren Lebensverhältnissen benachteiligte, von ihnen nachhaltig geprägte und dadurch in ihren Lebenschancen eingeschränkte Menschen lassen sich nicht einfach „aktivieren“, zur normativen Regelung eigener Verantwortlichkeit motivieren oder „ermächtigen“. Dieser Aktivierungsdiskurs wird sogar zur „Abstrafung“ jener, die im Labyrinth ihrer Verhältnisse eingefangen

sind und keinerlei Ausgang mehr sehen. Kurz ist der Weg zu ihrer Verurteilung als faul, unfähig, gar als betrügend und schmarotzend. Vergessen wird dabei, dass sie oftmals besonders aktiv sind, um in diesem Labyrinth einigermaßen leben zu können: Sie müssen sich in ihren defizitären Lagen täglich zurechtfinden, den Tag gewährleisten und einen schwierigen Alltag täglich neu bewältigen.

Auch wenn es den geschulten Beobachtenden nicht passt, sie Nase rümpfend bettelnde Menschen in der Einkaufspassage fixieren, allein Erziehende mit ihren Erziehungsschwierigkeiten bedauernswert finden, auch hier wird Leben gelebt. Diese Menschen sind aktiv im Kontext ihrer Möglichkeiten, die ihnen ihre eingeschränkte Situation noch lässt; auch Reaktionen – mit Klagen und fordernden Ansprüchen unterlegt – können Aktionen sein, die Formen der Lebensbewältigung darstellen. Diese Aktivitäten beschränken sich allerdings auf die notwendigen alltäglichen Verrichtungen im gegebenen Rahmen und sind vielfach abhängig von Hilfe. Sie weisen nicht darüber hinaus, sie bleiben in den engen und winkligen Ecken des Labyrinths gefangen, sie steigern dabei sogar zumeist noch die Verwirrung und die Abhängigkeit von Hilfestellungen.

Zur weitergehenden Aktivierung müssen diese Menschen zunächst ihre eigene Situation als eine gewordene und verfestigte sehen, die wieder verflüssigt und offener werden kann, sie müssen „begreifen“, was mit ihnen geschieht und warum es geschieht. Das private Labyrinth ist dabei auch als Produkt des sozialen Irrgartens zu erkennen und zu analysieren: Vom Turm sieht man sich eben nicht nur selbst, seine Position in der Welt, sondern auch die Umwelt des Labyrinths mit ihren Risiken und Chancen. Hierzu müssen sich die Menschen über ihre eigene Situation informieren können, diese von einer anderen Warte, quasi von oben aus sehen, um sich darin als Menschen im Labyrinth zu begreifen, die nur noch reagieren, mitunter vegetieren, obwohl ihre Möglichkeiten andere sein könnten.

Aus der Konfrontation des Wirklichen mit dem Möglichen wächst eine Spannung, die Entwicklungen eröffnet. Das Labyrinth von oben betrachtet zeigt, dass es zumindest einen Ausgang gibt und einen Raum darum herum. Sich entdeckend, können Menschen sich selbst erkennen und schließlich ihre Fähigkeiten entfalten, um in neue Räume, gar zu fruchtbareren Ufern aufzubrechen, das Leben anders zu entwerfen. Aktivierung bedarf so zwingend und notwendigerweise zunächst der Befreiung: Menschen können erst dann aktiviert werden, wenn sie zu sich selbst

gekommen sind, sich als Wesen der Praxis sehen und in der Lage sind, wenn man so will „ermächtigt“, dies zu leben.

Befreiende Praxis

Was nun meint befreiende Praxis? Die wirkliche und grundlegende Bedeutung der Praxis vor dem Hintergrund menschlicher Handlungen hat uns *Freire* gelehrt: Nur Menschen sind Praxis, jene, die, wie Reflexion und Aktion, wahrhaft die Wirklichkeit ver wandelnd Quelle von Erkenntnis und Schöpfung ist. Durch ihre fortgesetzte Praxis schaffen die Menschen gleichzeitig die Geschichte und werden historisch soziale Wesen (*Freire* 1973, 1974a, 1974b, 1981, 1987, 1992). Ein durch Unterdrückung, Benachteiligung, Ausschluss, Drogen und Elend und schließlich durch den dauerhaften Bezug von Almosen verkümmertes Leben, das sich nur noch auf die Zahlungstermine und die Konsultationen der Hilfesysteme fixiert, ist seiner Praxis, seiner umgestaltenden, die Begebenheiten verändernden Praxis enteignet. Es ist in dem Sinne entfremdet, dass es sich selber fremd ist und in Resignation und Abhängigkeit versinkt, seine Praxis besteht nur noch in Klagen, in leeren Worten, dass ihm in seiner Abhängigkeit nicht genug gegeben wird, obwohl ihm doch mehr zustehe. Die Verantwortung über das eigene Leben wird sukzessive an andere delegiert, die aber ebenfalls keine Worte, sondern Kodes, Gesetze und Regeln wie der Arzt seine Arznei verordnen.

Die „innere Empörung der Armen“ (*Hegel*), die wir täglich als Klagen hören können, muss stattdessen zur handelnden Entäußerung kommen. Sich von ihren Zwängen zu befreien, die nach innen und mitunter selbstzerstörerisch sein können, heißt, dass die Menschen ihre Empörung nach außen tragen und, vor dem Hintergrund eines grundlegenden Verständnisses der Ursachen und Hintergründe, die darin lagern und zugleich auch gefesselte Energie zum Ausgangspunkt neuer Aktionen machen. Befreiende Praxis wäre zunächst auch eine Befreiung von gut gemeinter, aber letztlich fürsorglich belagernder sozialer Hilfe, die vielfach – und das ist das Fatale in Zeiten zunehmend ökonomischer Orientierung Sozialer Arbeit – auch noch gut daran verdient. Warum befreien, wenn man mit der Abhängigkeit Geld machen kann?

Befreiende Praxis will deshalb, ausgehend vom Wort, das Praxis benennt, die Menschen aus Depression und Abhängigkeit führen, sie zu neuen Aufbrüchen, zu Neuem befähigen, ihnen Räume zeigen, die sie sich öffnen und erschließen können durch ihre eigene sich entwickelnde Praxis, durch die allmähliche

Verwandlung und das Verlassen ihres Labyrinths in einen überschaubareren und zufriedenstellenderen Garten, in einen – wenn man so will – gelingenderen Alltag, der sich jenseits des Labyrinths entdecken, gestalten und pflegen lässt. Sozialarbeit als befreiende Praxis nimmt dabei originär Bezug auf das Humane, auf das Menschliche in seinem Kern. Sie versteht sich als eine Investition in das Soziale durch Hoffnung, die sich in einem neuen Reichtum menschlicher Praxis akkumuliert. Sie setzt dabei auf Anerkennung und Achtung des anderen als prinzipiell dialogfähigem, entwicklungs offenem und kulturschöpferischem Wesen. Zu einer befreienden Praxis zählen deshalb auch der Glaube an die Menschen und deren Fähigkeiten sowie die notwendige Demut ihren bisherigen Lebensleistungen gegenüber. Es erfordert – und das sei noch einmal betont – eine ungeheure Anstrengung, ein Leben in düsteren Verhältnissen einigermmaßen einzurichten.

Paulo Freire hat den Menschen als ein Wesen in Situationen und in Lebenslagen begriffen, er hat ihn nie isoliert betrachtet, sondern immer als Mensch mit anderen. Solch ein Wesen zu sein bedeutet aber auch, das Eingebundensein in ein System der Benachteiligung und Diskriminierung zu sehen, das sogar zur Übernahme jener Bilder führen kann, die in einer Gesellschaft für Unterdrückte und Diskriminierte entworfen werden: In benachteiligenden Situationen übernehmen benachteiligte Menschen oftmals eine fatale Selbstdefinition jener die gesellschaftlichen Beziehungen determinierenden Verhältnisse. Sie handeln nach diesen Bildern und schreiben somit ihre Benachteiligung erst richtig fest. Benachteiligung hat *Freire* deshalb als einen Zustand begriffen, der in den Benachteiligten die Benachteiligung real werden lässt, da diese daran glauben, dass sie minderwertig und unfähig seien.

Eine jede Soziale Arbeit, die dies nicht grundsätzlich in Frage stellt, verstärkt diese Benachteiligung. Dies geschieht auch dann, wenn man zwar Benachteiligung lindern will, aber stattdessen neue pädagogische und soziale Entwürfe von außen aufzwingen möchte – auch wenn diese noch so gut gemeint sein mögen. Allzu oft verbirgt sich nämlich hinter der so genannten Lebensweltorientierung, die dem Ansatz einer befreienden Praxis durchaus nahe zu kommen scheint, eine Kolonialisierung von Lebenswelten, da in diese unter dem Signum an der Lebenslage orientierter Hilfen durchaus sanfte Kontrollorgane als sozialpädagogische und niedrigschwellige Angebote implementiert werden, die neuerlich über den Aktivierungskode Betroffene zur Selbsterziehung befähigen, sie zur Selbstregulierung gesellschaftlich nor-

mierter Anforderungen und Normen „ermächtigen“ wollen. Das kann dann durchaus zu neuen Formen disziplinierender Kontrolle gerinnen, insbesondere dann, wenn Aktivierung fehlschlägt oder nicht die erwarteten Ergebnisse erzielt. Eine effiziente Elendsverwaltung ist immerhin im Wachsen begriffen.

Überhaupt greift derzeit ein Partizipationsmythos um sich, der alles und jeden beteiligen möchte. Dabei geht es mitunter nur um Zustimmung zu Maßnahmen, um die Erhöhung der Akzeptanz politischer Entscheidungen, die dann scheinbar von unten kommend das Handeln von oben legitimieren. Befreiung meint nicht Partizipation in diesem Sinne, es geht vielmehr auch darum, verordnete Partizipation als Einengung zu sehen, die als „Eigenes“ verinnerlicht und dann scheinbar „freiwillig“ umgesetzt wird. Nicht alle müssen beteiligt werden, es geht vielmehr darum, Freiräume für Alltagsgestaltung, für die Praxis der Menschen durch deren Praxis zu schaffen.

Deswegen verstehe ich Befreiung als das Erkennen des eigenen Wesens, der eigenen Fähigkeiten, die eingengt und verkümmert sind, sich aber wieder jenseits der „Empörung“ entäußern und zu einer eigenen Gestaltung der Welt entfalten lassen. Es ist möglich, aus der Resignation zur Aktion zu kommen, die Gegebenheiten umzubauen. Alles andere Denken und jede andere Praxis wäre eine Infantilisierung, eine Enteignung der armen und leidenden Menschen. Immer nur die Verhältnisse als Ursachen zu benennen und damit das depressive und mitunter auch selbstschädigende Verhalten der Menschen zu entschuldigen, ist eine Beleidigung des menschlichen Wesens, das auch in düsterer Situation zur Aktion drängt, das sich in eigener Gestaltung seiner Welt entäußern will.

Ein Wesen, das zu sich kommt, das seinen Platz in der Welt anders und entspannter als zuvor bestimmen will, ist immer ein Wesen, das angreift und agitiert. Es wird sich darin auch gegen jene Zustände wehren, die sein persönliches Labyrinth und das seiner Mitmenschen eng fassen und den Ausgang versperrt halten. Befreiung heißt deshalb auch Befreiung von sozialarbeiterischem Kolonialismus, der mitunter nur eigenen Ideologien dient, indem allzu oft über die Kritik sozialer Verhältnisse, die Elend produzieren, die eigene Weltsicht zur eigenen Zufriedenheit und Bestätigung transportiert wird. In den herrschenden „Armutsdiskursen“ scheint es mir so auch allzu oft nur um politische und auch ideologische Kritik der Verhältnisse zu gehen und nicht um Wege, wie Menschen in diesen Verhältnissen zu sich selber finden können. Andererseits wird von den

„Adressaten“ (Adressaten der Anweisungen) dann aber auch erwartet, dass sie sich so verhalten wie es der kolonialistische Blick der Sozialarbeit erwartet.

Selbstaktivierung durch eine befreiende Praxis kommt hingegen von innen, durch die wieder erkennbar und lebbar gewordenen Möglichkeiten des Wesens Mensch. Es will seinen Platz in der Welt besetzen und diesen renovieren, die Räume schöner und heller machen als zuvor, und jenseits des Labyrinths seinen neuen Garten bestellen. Dieses Wesen will sich auch am Markt der Möglichkeiten beteiligen, sein Einkommen durch eigene Tätigkeit sichern, es will dabei in der Gestaltung seiner Zukunft in Konkurrenz mit anderen treten, es will zeigen, was es kann. Darin nun – und das meint Befreiung in ihrem Kern – erkennt sich das Wesen immer auch als soziales Wesen, das nicht allein auf der Welt ist, denn es gibt Mitstreitende und Konkurrierende. Befreiende Praxis ist zwar auch am Individuum orientiert, nur zwischen Menschen finden Begegnungen statt, doch dieses Individuum ist immer Spiegelbild und Teil des Sozialen, in dem es lebt und sich bewegt. Damit fokussiert sich Praxis auf Menschen als handelnde und zur Handlung befähigte Wesen, auf Menschen in „communities“; das Lokale wird zur Vision der Befreiung.

Die Kraft familiärer Bande, die einzig ernsthafte und Kulturen übergreifende, tatsächlich auch funktionierende Form sozialer Absicherung (insbesondere auch im Alter) und nachbarschaftlicher Unterstützung, wird neu entdeckt, aufgebaut und ausgebaut. „Community“ gewinnt an Bedeutung und Wert: Es können Unterstützungskulturen neu wachsen, die unabhängiger von Alimentationen machen und somit auch ein höheres Maß an Unabhängigkeit garantieren. Nicht ein einzelnes Wesen kann befreit werden, obwohl die Praxis notwendig am Subjekt ansetzen muss, sondern der Mensch als ein soziales Wesen, der Mensch in seiner sozialen Einbindung.

Unterstützungskulturen sind dabei kein nostalgischer Reflex des Vergangenen, sie setzen gedanklich nur dort an, wo Basisgemeinden – wie Kirchen und andere Kommunitäten – durch gegenseitige Verpflichtungen der Menschen Verantwortung entwickelten und noch immer entwickeln. Das gilt es neu und anders zu beleben, die Strukturen sind da. Es lässt sich nicht übersehen, dass es noch immer oder wieder jenseits aller Individualisierung latente oder auch manifeste und damit auch lebendige Traditionen sozialer Beziehungen und Netze gibt. Auch existieren überall Kirchengemeinden, Vereine und andere soziale Strukturen, die Unterstützung aktivieren kön-

nen. Individualisierung meint in ihrem Ergebnis zudem nicht, dass die Menschen isoliert sind; sie hat nur die Optionen für selbst gewählte, selbst gestaltete und offene Beziehungen immens geweitet. Bei sich abschwächenden, tradierten sozialen Netzen wird es zur Aufgabe, neue selbst zu knüpfen; in den Optionen sind neue Ligaturen zu entwerfen und auch zu erhalten. Diese können dabei sogar stärker als zuvor sein, da sie Produkt menschlicher Selbstgestaltung des Sozialen sind.

Eigentlich geht es in der Neugestaltung des Sozialen im Lokalen um eine Befreiung zum „Guten Leben“ (Lutz 2005a), das dabei aber immer eine doppelte Gestaltung hat: Das Wesen Mensch will selber gut leben, indem es zu sich kommt; dieses Wesen kämpft zugleich für die Gestaltung des Sozialen, für das gute Leben seiner Mitgeschöpfe. Das Egoistische am Menschen, das nicht geleugnet werden soll, wird sich in einer befreienden Praxis bewusst, dass das eigene Leben nur dann gut sein kann, wenn es auch für andere gut ist: do ut des! In dieser Dialektik des guten Lebens wird deutlich, dass es eine in sich verschlungene Einheit ist: Nur sich in eigener Praxis befreiende, aktive und angreifende Menschen können ihr Leben zu einem guten entwickeln, indem sie zugleich für die sozialen Randbedingungen eines guten Lebens, das (lokal)staatliche Aufgabe ist, zumindest Aufgabe der selbst gegebenen Ordnungsstrukturen, eintreten, diese immer wieder reflektieren, weitertragen und umbauen. Praxis ist Entwicklung und kein Stillstand, kein Einfrieren auf erreichtem Stand, kein Sichausruhen.

Befreiende Praxen Sozialer Arbeit, die dem „guten Leben“ verpflichtet sind, werden insbesondere in einer Zeit von Bedeutung, in der „Kulturen der Armut“ sich neu formieren und der bisherige Umgang mit Armut, den Sozialarbeit traditionell pflegte, eher ein fürsorglicher war, ein Ansatz der Milderung extremer Auswüchse und Folgen, individuelle Armutskarrieren in ihrem Verlauf beeinflussen und das Schlimmste, vor allem für Kinder, verhüten wollte. Trotz aller modernen Rhetorik einer an der Lebenslage orientierten Ermächtigung, die dabei immer auch den strukturellen Blick auf Armutsursachen betonte, blieb diese Milderung individuellen Leids immer das eigentliche Ziel. Das wird in Zeiten einer sich ökonomisierenden Sozialen Arbeit besonders brisant, die sich derzeit vor allem auch als Zwei-Klassen-Sozialarbeit entwirft: effektive Hilfen dort, wo es sich lohnt und Erfolge absehbar sind, und karitative Unterstützung und Notversorgung dort, wo Armut und Benachteiligung sich kulturell verfestigen und kein „Gewinn“ mehr zu erzielen ist. Elend wird

zunehmend „notversorgt“ – Suppenküchen werden dafür zum Symbol – und verwaltet.

Gegen diese „Zwei-Klassen-Sozialarbeit“ gerichtet gilt es deshalb, Modelle aus der Befreiungspädagogik, die sich direkt und unmittelbar an den „Geist der Moderne“, an deren Menschenbild und Moral anlehnen, und Entwicklungsprojekte aus ehemaligen Drittweltkulturen als Orientierungshilfen zu sehen, die Eigenständigkeit betonen und eine befreiende Praxis entwickeln, indem sie über Dekodierungen der individuellen und sozialen Labyrinth die neuen Lebenschancen suchen. Das Schlagwort des „capacity building“, das wir vom Süden lernend für den Norden entdecken können, geht in diese Richtung: Zugänge zum Markt zu schaffen, um sich in den Kulturen der Armut jenseits von Resignation und Abhängigkeit Hoffnung zu bewahren und diese durch eigene Aktivitäten sukzessive auszubauen.

Die neue soziale Frage besteht deshalb auch im Norden darin, wie sich Arme aus ihrer Unterdrückung befreien und sich ein Einkommen sichern können, das ihre Lage verbessert und sie unabhängiger von Almosen macht. Wie also können in „Kulturen der Resignation“ neue Aufbrüche über Zugänge zum Markt möglich werden? Wie kann die „innere Empörung“ entäußert werden? Wie können sich Wesen in ihrer Praxis selbst in familiäre und nachbarschaftliche Unterstützungskulturen führen, die zugleich an der Vision, der Möglichkeit eines guten Lebens, arbeiten? Hierauf sind, um das Soziale in der erschöpften Moderne weiterzuentwickeln, in den nächsten Jahren Antworten zu finden.

Befreiung meint somit letztlich, das Soziale als eine Investition zu begreifen, um die Entfaltung von Humankapital zu befördern. Dafür muss der Mensch in der Arbeit an seiner Menschwerdung immer wieder Grenzen überschreiten; nur in einem Grenzgang, im aktiven Überschreiten von Grenzen, wird er sich seiner Menschlichkeit bewusst und setzt diese wirkungsvoll in Szene. Eine Soziale Arbeit, die ihm dabei neue Grenzen zieht, ihm eigene Entwürfe aufoktroyieren will, gefährdet von daher seine Menschlichkeit beziehungsweise nimmt ihm die Chance zu deren Verwirklichung. Sie zieht Grenzen, innerhalb derer sich die Betroffenen nach moralischen und normativen Vorstellungen der Sozialarbeit zu entfalten haben. Sich von diesen Grenzen und den darin fest gefügten Bildern zu lösen heißt deshalb, zusammen mit den Betroffenen deren Situation zu „dekodieren“, sie nachvollziehbar aufzudecken, damit die Menschen sich nicht mehr als defizitär entwerfen, sondern sich als Wesen der Praxis sehen, die jen-

seits der Sorgen auch Vorstellungen und Hoffnungen auf ein anderes Leben haben, diese entwickeln und auch umsetzen können.

Literatur

- Freire, Paulo:** Pädagogik der Unterdrückten. Reinbek 1973
Freire, Paulo: Erziehung als Praxis der Freiheit. Stuttgart 1974a
Freire, Paulo: Pädagogik der Solidarität. Wuppertal 1974b
Freire, Paulo: Der Lehrer ist Politiker und Künstler. Reinbek 1981
Freire, Paulo: Pedagogia, dialogo y conflicto. Buenos Aires 1987
Freire, Paulo: Pedagogia de esperanza. Rio de Janeiro 1992
Honneth, Axel: Kampf um Anerkennung. Frankfurt am Main 1992
Kessler, Fabian: Der Gebrauch der eigenen Kräfte. Weinheim 2005
Kleve, Heiko: Die Sozialarbeit ohne Eigenschaften. Freiburg im Breisgau 2000
Lutz, Ronald: Erschöpfte Sozialarbeit? Eine Rekonstruktion ihrer Rahmungen. In: neue praxis 2/2005a
Lutz, Ronald: Befreiende Sozialarbeit. Skizzen einer Vision. Oldenburg 2005b
Sennet, Richard: Respekt im Zeitalter der Ungleichheit. Berlin 2002, S. 26
Yunus, Muhammad: Grameen. Eine Bank für die Armen. Bergisch Gladbach 1998